

Eine polnische Fremdarbeiterin in Radensfelde

Helena Wnuk-Lipińska, geb. Depka-Prądyńska

Einwohnerin des Dorfes Trzebiatkowa (Radensfelde)
der Gemeinde Tuchomie (Großtuchen)

Oktober 2006

Aus dem Polnischen übersetzt von Karl H. Radde

Aus: „Nasze wspomnienia nigdy nie umrą“ [Unsere Erinnerungen werden niemals sterben]
von Elżbieta Szada-Borzyszkowska
Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego 2009, ISBN 978-83-7326-644-5

Sie auch Homepage „Gross Tuchen – ein Dorf in Hinterpommern“

➤ <http://grosstuchen.cwsurf.de>



Kirche in Radensfelde im Sommer 2002

Ich wurde 1921 im Dorf Lonken geboren, also nach dem 1. Weltkrieg und nach der Bildung der neuen polnisch-deutschen Grenze, die auf halber Wegstrecke zwischen Lonken und Trzebiatkow [seit 1929 Radensfelde] verlief, ungefähr 5 km davon entfernt, wo ich jetzt wohne. Trzebiatkow war auf der deutschen Seite.

Mein Vater hatte in Lonken eine Landwirtschaft. Wir hatten ein Pferd, 2 Kühe, ein paar Schweine und Hühner. Sechs Kinder waren wir zu Hause. Meine Mutter starb später im Jahr 1937. Ich war damals 16 Jahre alt. Also musste ich dann die Hausfrau spielen und Mutter für die jüngeren Geschwister sein (das kleinste war damals 3 Jahre alt). Ich musste sie fertig machen zur Schule, Mittagessen kochen, mich um das Haus kümmern, Brot backen, Wäschen waschen, auf dem Feld arbeiten, Kartoffeln hacken, Getreide harken usw. usf. Die Kinder wurden immer größer und einige wollten mir bald schon nicht mehr gehorchen. Von all dem müde und abgespannt, sagte ich eines Tages zu meinem Vater, dass er sich eine Frau suchen sollte, denn ich wolle in die Welt hinaus und noch weiter lernen.

1938 ging ich auf die Haushaltsschule. Ich musste immer 5 km bis nach Briesen gehen. Wir waren dort 30 Mädchen und lernten Nähen und Kochen.

Mein Vater heiratete Anfang Juni 1939 zum zweiten Mal. Ich kehrte nach Beendigung der Schule wieder nach Hause zurück. Aber dort war jetzt die Frau meines Vaters und so fühlte ich mich überflüssig.

So fuhr ich mit dem Fahrrad nach Konitz. Ich ging über den Markt und sah mich in den Ausstellungsvitrinen nach einem Arbeitsangebot um. Ich fand auch eine Offerte und suchte die angegebene Adresse auf. Die Frau, die mir die Tür öffnete, sagte, dass sie eigentlich niemanden brauche, aber ihre Schwester suche jemanden. Ihre Schwester wohnte jedoch nicht in Konitz, sondern in Sepólno (Zempelburg, ungefähr 30 km südlich von Konitz). Wir fuhren also zu ihrer Schwester. Die Schwester hatte mit ihrem Mann in Zempelburg am Markt ein Hotel gepachtet, das Eigentum eines Deutschen war. Dieser Deutsche besaß dort noch einen Kolonialladen und eine Bäckerei. Zempelburg befand sich 12 km von der deutschen Grenze entfernt. Dort wohnten sehr viele Menschen deutscher Nationalität. Ich begann dort Anfang

Juli 1939 zu arbeiten. Damals wurde schon überall von Krieg gesprochen. Aber so richtig glaubte niemand daran.

Ich arbeitete zusammen mit einem anderen Mädchen in der Küche. Es gab dort ein Restaurant und Gästezimmer.

Bei Zempelburg wurden Manöver des polnischen Militärs abgehalten. Am letzten Augustsonntag 1939 verminten die Soldaten die Brücke über den Fluss, der dort aus einem See kam. Zwei Tage vorher evakuierte Polen die Menschen aus dem grenznahen Gebiet, das heißt, es wurden die Frauen der Lehrer und der Grenzbeamten evakuiert. Sie alle kamen mit dem Zug nach Zempelburg und sollten nach Warschau weiterfahren. Ein Teil fuhr auch mit dem Zug los, aber der Rest wurde in den Sälen unseres Hotels untergebracht. Überall war es voll von Frauen mit Kindern und Kinderwagen.

Am nächsten Tag, dem 1. September 1939, ganz früh morgens, ungefähr um 4 Uhr, hörten wir eine furchtbare Explosion. Das polnische Militär hatte die verminte Brücke in die Luft gesprengt. Ich und das Mädchen, mit dem ich zusammen arbeitete, sprangen aus den Betten und sahen durch das Fenster, wie man einen Verwundeten trug. Damit war klar, dass der Krieg begonnen hatte.

Überall begann ein furchtbares Durcheinander. Wir gingen nach unten und standen dort zusammen mit den Frauen und Kindern und warteten darauf, was weiter wird. Die Kinder wachten auf und begannen zu weinen, da sie hungrig waren. Ungefähr um 9 Uhr früh sahen wir eine Pferdekutsche, die vor die evangelische Kirche gefahren kam, die sich auch am Markt, nicht weit vom Hotel entfernt, befand. Irgendwelche Menschen stiegen von der Kutsche und begannen mit Hochrufen und freuten sich. Das waren deutsche Einwohner des Dorfes. Wir wussten nicht, was vor sich geht. Gleich danach kam deutsches Militär aus der Kurve heraus angefahren. Motorräder mit Soldaten in schwarzen Mänteln und mit Helmen auf dem Kopf hielten direkt vor unserem Hotel. Einige von ihnen nahmen die Blumen entgegen, mit denen sie vor der Kirche begrüßt wurden. Man befahl uns auseinanderzugehen. Ich ging in die Küche, die im Keller untergebracht war, also weiß ich nicht, was sich weiter abgespielt hat. Die Soldaten fuhren weiter.

Hinter der Stadt tobte die ganze nächste Nacht eine Schlacht. Die Deutschen siegten und die Polen mussten sich zurückziehen und fliehen. In unser Restaurant kamen laufend deutsche Soldaten auf ein Bier. Ich sah manchmal, wie sie gefangen genommene polnische Soldaten auf Lastkraftwagen abtransportierten.

Nach einem Monat nahm der deutsche Besitzer den Polen aus Konitz das Hotel weg und wir alle mussten gehen. Wir begaben uns mit dieser Familie nach Konitz und dort haben wir ihnen noch den ganzen Garten umgegraben. Anfang November kam ich nach Hause zurück. Meine Familie hatte vorher von mir keinerlei Nachrichten erhalten. Ich blieb den Winter über dort.

Im März 1940 begann der Abtransport von Menschen aus diesen Gebieten zur Arbeit nach Deutschland. Bis zuletzt wussten wir davon nichts. Erst als eines Tages der Ortsvorsteher mit einer Liste zu uns kam und zu meinem Vater sagte, dass seine Tochter sich in Liepnitz stellen sollte und dass dort Lastkraftwagen bereitstehen, die alle weiter mitnehmen. Er sagte nicht, wohin. Der Tag war festgelegt. Mein Vater fragte: „Meine Tochter? Welche?“ und der Bürgermeister sagte: „Na, Anna“. Anna war aber 4 Jahre jünger als ich. Mein Vater sagte entrüstet: „Aber sie ist doch noch ein Kind. Kinder willst du mir wegnehmen?! Anna geht nicht!“ Der Ortsvorsteher meinte mich, aber er hatte die Namen verwechselt und schrieb Anna auf die Liste. Das war Anfang März 1940. Eine Zeit später erfuhr ich, dass man diese Leute nach Ostpreußen gebracht hatte.

Kurz danach kam ein junger Bursche aus unserem Dorf zu uns. Er hieß Stolzmann und arbeitete bei der deutschen Familie Rosin in Radensfelde. Er fragte meinen Vater, ob ich nicht auch zu diesen Deutschen zur Arbeit kommen könnte, denn sie brauchten noch ein Mädchen. Da sagte mein Vater zu mir: „Also, gehst du? Denke daran, dass du sowieso gehen musst. Dieses Mal hat sich der Ortsvorsteher noch geirrt und Anna aufgeschrieben, aber nächstes Mal, wenn er kommt, wird er deinen Namen - Helena - auf seiner Liste stehen haben und dann nehmen sie dich weg und transportieren dich sonst wo hin. Also hau bloß ab, solange es noch Zeit ist!“

Ich war daher einverstanden und ging. Das war am 23. März 1940. Mein Vater ging mit mir am Abend zu diesem Haus. Es lag Schnee auf den Straßen. Von Weitem sahen wir Licht, denn sie hatten dort elektrischen Strom. Das Haus war groß und elegant eingerichtet, sodass ich sogar erschrak und mich fragte, ob ich dort zurechtkommen werde. Es waren dort also

drei Mädchen zur Aushilfe und der Bursche, der mich dort hingeholt hatte. Ein Mädchen war eine evangelische Deutsche und arbeitete dort schon 10 Jahre. Sie hieß Frieda Schmückel. Das andere Mädchen war eine Polin aus einem anderen Dorf. Wir schliefen alle zusammen in einem Zimmer.

Meine Schwester Anna wurde später weggeholt und in eine Fabrik nach Elbing gebracht. Das geschah auf Betreiben des gleichen Ortsvorstehers aus unserem Dorf. Er schickte die deutsche Polizei zu unserem Vater und sie nahm Anna mit. Sie arbeitete drei Jahre lang in Elbing bei der Herstellung von Seife und Waschpulver. Dort waren nur Polinnen. Ihre Hände waren von dem Waschpulver furchtbar entstellt. Während der Front, als die Russen in Elbing eindrangen, wurde meine Schwester schwer verwundet. Dank der Protektion eines polnischen Arztes kam sie ins Krankenhaus und wurde dort geheilt, sonst hätte sie wohl nicht überlebt. Danach kam sie zu Fuß nach Hause zurück. Unterwegs traf sie den Ortsvorsteher, der sie einmal den Deutschen ausgeliefert hatte. Er bat sie, das nicht den Behörden zu melden. Jetzt musste er sich vor den Polinnen versteckt halten wegen seiner unheilvollen Taten, die er einmal während des Krieges angerichtet hatte. (Seinetwegen kamen 3 Personen aus dem Dorf ums Leben, die eine hatte er selbst erschossen).

Die Herrschaft, bei der ich arbeitete, Paul Rosin und seine Frau Hedwig Rosin, war ein älteres, kinderloses Ehepaar. Bei ihnen wurde eine Nichte von Frau Rosin, Tochter ihres Bruders erzogen. Sie ging nach Bütow auf die höhere Schule. Dort lernte sie auch Englisch und sie wollte mir auch Englisch beibringen. Aber ich lernte nur ein paar Worte von ihr. Herr Rosin liebte angeblich Kinder sehr. Er verliebte sich dann in Fräulein Schmückel, die dort schon länger arbeitete, und soll ein Kind mit ihr gehabt haben. Frau Rosin fuhr oft nach Bütow, um Angelegenheiten auf den Ämtern zu erledigen. Aber Herr Rosin fuhr niemals weg, er blieb immer zu Hause.

Ich erinnere mich noch, dass gleich am zweiten Tag, als ich hierher zur Arbeit kam, bei ihnen sehr viele deutsche Polizisten erschienen. Wir hatten alle auf unseren Plätzen zu bleiben und uns nicht zu rühren und sie gingen überall herum und suchten nach etwas Bestimmten. Ich wusste nicht, wonach sie suchten. Erst später erfuhr ich, dass das Mädchen, eine Polin, die vor mir hier gearbeitet hatte, als sie wegging, der deutschen Polizei gemeldet hatte, dass Rosins Kaffee im Haus versteckt hatten. Wenn jemand im Laden Bohnenkaffee hatte, musste er angeben, wie viel er davon hat. Rosins aber versteckten einen Teil von diesem Kaffee für

sich. Die Polizei fand natürlich den Kaffee. Frau Rosin gab zu, dass sie den Kaffee versteckt hatte, und erhielt das Urteil dafür: 3 Monate Gefängnis. Sie kam auch ins Gefängnis. In dieser Zeit regierte hier Fräulein Frieda Schmückel. Sie hatte eine Tante in Stolp, der sie Päckchen schickte, und zwar alles das, was sie an uns absparen konnte. Bei dieser Tante brachte sie auch ihr Kind zur Welt, ein Mädchen, aber das war später, im Jahr 1944.

Mein Arbeitstag sah ungefähr so aus: Ich stand jeden Tag um 5 Uhr früh auf, musste 3 Kühe melken, 12 Schweine und die Hühner füttern, die Milch für den Milchfahrer bereitstellen (2-3 Kannen), dann musste ich das Bierzimmer *) aufräumen, Frieda machte den Laden sauber und das dritte Mädchen schuf Ordnung im Weinzimmer *), das für die besseren Gäste bereitstand, schön eingerichtet. Es gab dort hohe Spiegel, die vom Fußboden bis zur Zimmerdecke reichten, und schöne Gardinen, ein Klavier, und ringsherum Sofas ... Dann aßen wir Frühstück. Das polnische Personal aß abgesondert für sich an einem Tisch in der Küche.

*) Auch im Original deutsch. [Anm. des Übers.]

Ich arbeitete immer von 5 Uhr früh bis 7 Uhr abends, das heißt, 14 Stunden, 7 Tage in der Woche ohne ein Weilchen Ruhe. Ich hatte nur Pausen für die Mahlzeiten. Nach dem Frühstück hatte ich das Geschirr zu abzuwaschen, aufzuräumen, das Mittagessen vorzubereiten, in den Garten oder aufs Feld zu gehen. Für diese schwere Arbeit erhielt ich nur 15 Mark im Monat, das heißt, ich verdiente genau 50 Pfennige pro Tag. Ich hatte bei ihnen 5 Jahre lang gearbeitet. Drei Wochen fehlten mir zu den vollen fünf Jahren.

Jeden dritten Sonntag durfte ich meine Familie besuchen oder eventuell in die Kirche gehen. Ich ging in die katholische Kirche nach Briesen (ungefähr 5 km) oder nach Borzyskowo (7 km). Meine Herrschaft ging einmal im Jahr in die Kirche, das was zu Karfreitag. Die nächste evangelische Kirche war in Großtuchen und eine Nebenstelle in Radensfelde.

Meine jüngeren Geschwister gingen während des Krieges in die Schule. Die Lehrer waren Deutsche und die Kinder lernten Deutsch. Der Unterricht fand jedoch sehr unregelmäßig statt, sie lernten daher kaum lesen und schreiben.

Ich konnte noch nicht Deutsch sprechen, als ich zu den Deutschen zur Arbeit kam. Sie unterhielten sich mit mir auch nur selten, daher hatte ich nicht viel Gelegenheit, von ihnen Deutsch zu lernen. Ich las sehr gerne Bücher und fühlte mich zu ihnen immer sehr hingezogen, nur hier gab es keine polnischen Bücher. Wenn ich das Schlafzimmer aufräumte, lagen dort immer deutsche Zeitungen. Ich nahm dann so eine Zeitung und steckte sie mir ein, danach ging ich in die Küche und heimlich, wenn niemand dort war, las ich zumindestens die Überschriften. Den Sinn einiger Wörter konnte ich mir aus dem Zusammenhang erschließen, von anderen dachte ich mir die Bedeutung selbst aus. Einmal ertappte mich Frau Rosin beim Lesen, als sie unerwartet in die Küche kam: „Du liest?!“ – fragte sie verwundert. Ich antwortete darauf: „Ich lese, aber ich verstehe nicht alles, was ich lese“. Darauf sagte sie zu mir: „Dann werde ich dir meine Bücher bringen“ und sie brachte mir deutsche Bücher, die zum Glück mit den gewöhnlichen Buchstaben geschrieben waren, nicht in der gotischen Schrift. Auf diese Weise brachte ich mir Deutsch selbst bei. Später habe ich dann auch gelernt, die zweite Schriftart, die gotische Schreibschrift zu lesen. Aber das dauerte lange. Als der Krieg zu Ende war, konnte ich noch nicht gut Deutsch sprechen.

Alle diese Jahre hindurch, als ich in Radensfelde arbeitete, hatte ich einen Verlobten, der aus meinem Dorf Lonken stammte. Ich hatte ihn schon 3 Jahre vor Ausbruch des Krieges kennengelernt. Er hieß Leon Wnuk-Lipiński. Nach Beendigung der Schule lernte er in Konitz Bäcker. Als der Krieg ausbrach, arbeitete er in Bütow in einer Bäckerei und war Geselle bei einem Deutschen mit Namen Spitzok. Dann war er in Lagern, er kam sogar in das Lager nach Lodz. In Graudenz musste er mit anderen einen riesigen Panzergraben anzulegen. Alles das führte dazu, dass er krank wurde. Ich schrieb mir ständig Briefe, fast täglich.

Anfangs transportierten die Deutschen die Polen zur Arbeit nach Deutschland, dann wurde das anders gelöst: Es wurde angeordnet, dass alle, die in den ehemaligen Gebieten des preußischen Teilungsgebietes lebten, sich in die deutsche Volksliste für Deutschland eintragen mussten. Ich unterschrieb nicht, obwohl ich auch dazu aufgefordert wurde. Frau Rosin sagte zu mir: „Wenn du nicht unterschreibst, erhalte ich deinetwegen weniger Zucker!“

Meine Familie musste unterschreiben, denn wenn sie das nicht getan hätte, hätte man alle in Lager gebracht. Wer nicht ins Lager gehen wollte, unterschrieb, und wenn im Hause jemand von den Männern im Musterungsalter war, musste er ins deutsche Militär gehen. Wenn jemand von den Männern das nicht tat, wurde seine Familie ausgesiedelt. Zum Beispiel versteckte sich der Bruder meines Mannes, denn er wollte nicht zum Militär, aber als man seine Eltern aussiedeln wollte, befahl seine Mutter ihm, sich zu stellen und zu den Soldaten zu gehen. Er war im Krieg in Frankreich, dann kam er nach England in Gefangenschaft und dort trat er in das polnische Militär ein, mit dem er wieder nach Frankreich kam und dann nach Belgien. In Belgien ist er leider gefallen und wurde dort beerdigt.

In der Umgebung von Radensfelde gab es ungefähr 30 polnische Fremdarbeiter, die bei deutschen Bauern arbeiteten. Wir mussten eines Tages alle zusammen mit dem Zug nach Bütow zum Fotografen fahren, wo Aufnahmen von uns gemacht wurden. Jeder erhielt eine Nummer, ich weiß nicht mehr, welche Nummer mir zugeteilt wurde, wohl eine über 600. Dann erhielten wir alle so ein kleines Stück weiße Leinwand, auf dem in Blau der Buchstabe „P“ stand. Und das musste man sich an die Kleidung nähen und ständig tragen. Bei der Arbeit brauchte ich es nicht tragen, aber wenn ich nach Großtuchen oder Bütow gehen oder fahren wollte, zog ich ein Jackett an, auf dem ich dieses Stück Leinwand angenäht hatte.

Wir gingen selten weg, denn das war uns nicht erlaubt. Das Haupttor war ständig geschlossen, an der anderen Seite des Hauses war ein hoher Zaun aus Stacheldraht. Wir konnten also gar nicht heraus, weder abends nach der Arbeit noch in der Nacht.

1944 hatte unsere Herrschaft Rosin furchtbaren Streit. Ich erinnere mich noch, wie Frau Rosin einmal schwer krank war und im Krankenhaus lag. Sie hatte angeblich eine Operation. Herr Rosin spielte in der Zeit Karten und trank mit seinen Freunden. Er sagte dann: „Wenn meine Alte stirbt, gebe ich eine ganze Kuh her und wir werden trinken, was das Zeug hält.“ Aber Frau Rosin wurde wieder gesund und kam nach Hause zurück. In der Zeit, als sie sich so oft stritten, ging Herr Rosin immer wütend herum und schimpfte auf uns, meist in der Art: „Kreuz, Himmel, Donnerwetter! Ihr verfluchten Polacken!!“ *)

In der Zeit, als ich meine Familie besuchte, sagte ich einmal zu meinem Vater, dass ich es nicht mehr länger in Radensfelde aushalte und von dort weglaufen muss. Aber mein Vater sagte mir: „Wo willst du hin? Siehst du denn nicht, was vor sich geht? Die Front kommt doch

von der anderen Seite. Die Russen kommen. Hier bist du nicht so weit weg von zu Hause, sonst kommst du wer weiß wohin, sie bringen dich noch in ein Lager ...“ Also musste ich aushalten.

Im Herbst 1944, als sich die Front langsam näherte, kam ein litauisches Paar, eine Frau mit ihrem Mann und zwei Kindern, nach Radensfelde. Angeblich war dieser Mann ein Offizier der SS, sie dagegen war aus Litauen geflüchtet und hatte sich mit ihm in Danzig getroffen. Er zog sich in Zivil an und zusammen kamen sie nach Radensfelde und wohnten dort. Immer häufiger wurden hier solche Flüchtlinge untergebracht. Sie flüchteten von Osten nach Westen.

Am 28. Februar hatte ich Geburtstag und meine Arbeitskollegin, mit der ich zusammenarbeitete, Ewa Dąbrowska, hatte am gleichen Tag auch Geburtstag. Ich erinnere mich, dass an diesem Tag abends, als ich das Fenster öffnete, schon Kanonendonner zu hören war. Die Russen waren schon in der Tucheler Heide hinter Konitz.

*) Auch im Original deutsch. [Anm. des Übers.]

Als die Herrschaft Rosin von dem Befehl zur Evakuierung erfuhr, kaufte Herr Rosin Pferd und Wagen und sie bereitete sich auf die Flucht vor. Sie packten alles auf den Wagen, was nur hinaufging und den Rest ließen sie uns zum Nachbarn tragen, da er zufälligerweise einen größeren Wagen hatte und mehr mitnehmen konnte. Wir trugen ein Essservice, eine Nähmaschine, 2,5-Liter-Flaschen Wein und ich weiß nicht mehr, was sonst noch, hin. Sie schlachteten ein Schwein und verluden auch das Fleisch.

In der Nacht vom 2. zum 3. März 1945 mussten sich alle Bewohner zur Abfahrt fertigmachen. Sie beluden den Wagen und spannten die Pferde an und warteten vor dem Haus auf die Übrigen, denn das ganze Dorf sollte zusammen aufbrechen. Sie begaben sich in Richtung Stolp.

Am gleichen Tag zogen nicht nur die Radensfelder los, sondern auch alle anderen Dörfer. Draußen lag etwas Schnee, es war Matschwetter. Frau Rosin sagte zu mir und der anderen Polin, dass wir dableiben und weiter arbeiten sollen. Ihr Mann würde mit dem Fahrrad zu uns

kommen, sobald die Luft rein ist. Sie fragte mich, was ich denke, ob sie nicht zu viel aufgeladen hätten. Ich antwortete, dass ich das nicht weiß, aber sie rief ihrem Mann zu: „Hörst du, Paul, Lena sagt, wir haben zu viel aufgeladen“ *) Das klang so, als ob mich das überhaupt interessierte, was sie aufgeladen hatten.

Dann fuhren sie los. Ewa und ich blieben im Haus, als sie weg waren. Hier beköstigte sich auch noch ein Polizist, der bei der Bahn war. Die Züge fuhren an diesem Tag noch, aber nur bis Kremerbruch, denn weiter waren überall schon die Russen. Den folgenden Tag begannen wir wie gewöhnlich. Aber dann sahen wir durch das Fenster vom Schlafzimmer, wie deutsches Militär vorbeimarschiert. Wir verschwanden in die Küche, aber die Küche war schon voll von deutschen Soldaten und jeder hielt eine Büchse mit Fleisch in der Hand und aß. Als sie uns sahen, waren sie erstaunt und einer von ihnen, es war sicher ein Offizier, sagte: „Was, hier sind noch Frauen?! Aber schnell, der letzte Zug steht auf dem Bahnhof, schnell, dass ihr mitkommt! Hier ist schon Front, alles wird verbrannt“ *)

*) Die Sätze sind auch im Original deutsch. [Anm. des Übers.]

Wir sagten nichts, nahmen nur unsere Habseligkeiten, die wir vor kurzem schon zusammengepackt hatten, und begaben uns durch den Garten und über Felder in Richtung Lonken. Am Abend kamen wir dort an. Unterwegs sahen wir, dass Borzyskowo brennt, dass Briesen brennt, dass Prondzonna brennt ... Überall brannte es ringsumher. Es war zu sehen, wie sie über den See zwischen Lonken und Kremerbruch schossen. Es war deutlich zu erkennen, wie die runden, roten Geschosse flogen.

Das Mädchen, mit dem ich gekommen war, Ewa, stammte aus Brodnitz bei Karthaus. Sie hatte niemanden, zu dem sie gehen konnte, also kam sie mit mir zu meiner Familie mit. Nur mein Vater war zu Hause. Meine zweite Mutter war mit den Kindern im Bunker im Wald. Unser Haus stand neben der Schule. Die Schule war aus Ziegelsteinen gemauert und bombensicher, aber unser Haus war aus Holz, so wie die übrigen Häuser. Wir gingen dann in die Schule und setzten uns dort in den Keller. Mit uns zusammen waren dort noch andere Frauen aus dem Dorf mit ihren Kindern. Mein Vater und ein Nachbar schlossen die Eingangstür ab. Nach gewisser Zeit hörten wir heftiges Rütteln und Rufen an der Tür. Die Männer gingen

nach oben und machten auf. Dort waren deutsche Soldaten. Sie wollten sich in der Schule einrichten. Also breiteten sich oben aus und wir blieben unten im Keller.

Dann ging die Schießerei los. Auf den Feldern schlugen Bomben ein. Offensichtlich wollten die Russen nach gewisser Zeit prüfen, ob in Lonken noch deutsche Soldaten sind. Sie stellten eine Abteilung aus 20 Mann zusammen und pirschten sich ans Dorf heran. Die Deutschen schossen nicht auf sie, sondern ließen sie bis an den Schulplatz herankommen, nahmen sie gefangen und sperrten sie dann in einen Schweinestall neben der Schule ein. Ein russischer Soldat war verwundet und jammerte furchtbar. Danach flüchteten die deutschen Soldaten von dort.

Am anderen Tag abends beruhigte sich alles. Mein Vater und der Nachbar gingen hinaus, um zu sehen, was vor sich geht. Neben der Pumpe lag eine abgerissene männliche Hand. Ein deutscher Soldat war getötet. Überall brannte es. Neben dem Feuerschein sahen wir in der Ferne irgendwelche Leute. Bei ihrem Abzug steckten die Deutschen alles in Brand und gleich danach erschienen die Russen. Die Russen liefen in jedes Haus, um zu sehen, was es dort gibt. Als alles ruhig war, kehrten wir in unser Haus zurück.

Die Russen nahmen alles aus den Häusern fort, in die sie gingen. Sie ließen dort keinen Lappen zurück, nichts zu essen, kein Getreide oder Heu. Die Schweine wurden geschlachtet, die Kühe und Pferde nahmen sie mit. Unsere Mutter hatte ein Eimerchen Zucker in einer Rübenmiete eingegraben, selbst den Eimer fanden sie und nahmen ihn mit. Russen zogen auch in unser Haus ein. In einem Zimmer waren Soldaten, im anderen 3 Offiziere, und wir, meine Eltern und die Geschwister, waren im dritten Zimmer. Unsere Eltern machten uns eine Streu, damit wir darauf schlafen konnten, aber selbst legten sie sich nicht hin, sondern blieben auf und bewachten uns. Ich, meine Schwester und Ewa waren ja schon erwachsene Mädchen. Die Offiziere waren sehr freundlich, einer konnte sogar Polnisch. Ein anderer war aus Bessarabien. Als er am Abend einen getrunken hatte, wollte er ein Mädchen haben, aber die beiden anderen Offiziere hielten ihn zurück.

Am anderen Tag fahren die Soldaten ab. Dann konnten wir beobachten, wie das russische Militär vierzehn Tage lang ohne Unterbrechung mit Panzern, Fahrzeugen und auch zu Fuß in einer ununterbrochenen Marschkolonne durch Lonken in Richtung Radensfelde zog. Auf den Panzern hatten sie Federbetten. In Lonken veranstalteten die Russen dann ein Begräbnis und

begruben 45 russische Soldaten in einem Massengrab. Auch in Radensfelde waren einige russische Soldaten gefallen. Nach einigen Jahren wurden sie exhumiert und kamen auf den Friedhof nach Upilka, wo es heute noch einen russischen Friedhof gibt. In Lonken wurde nach vielen Jahren an der Stelle, an der sich ihr Massengrab befand, eine Kirche gebaut, die noch bis jetzt dort steht.

14 Tage nach der Front kamen die ersten deutschen Bauern wieder zurück in ihre Häuser. Aber meine Herrschaft Rosin kam nicht wieder. Wie man hörte, wurden sie vor Stolp von den Russen erwischt und es wurde ihnen alles abgenommen. Danach verbrachten sie drei Jahren in Borntuchen. Herr Rosin diente dort bei dem Pfarrer als Bauernknecht und Frau Rosin arbeitete bei einem Bäcker. Sie teilten mir mit, wo sie sind. Ich habe sie dort auch besucht und ihnen Esswaren mitgenommen, denn darum hatten sie mich gebeten. Erst im Jahr 1948 erhielten sie die Genehmigung zur Ausreise. Sie wohnten danach bei Aachen nicht weit von der holländischen Grenze. Herr Rosin soll dort als Straßenbahnfahrer gearbeitet haben und Frau Rosin hat Kinder bei Bekannten versorgt.

Ihr Haus in Radensfelde stand 3 Monate lang weit offen. Jeder, der wollte, ging dort hinein und nahm sich, was er für nützlich hielt. Eine Zeitlang hatten auch Russen das Haus belegt. Das Feuer im Ofen wollte wahrscheinlich nicht brennen, also zündeten sie einfach kleine Schränke und Schubladen auf einem Stapel an und wärmten sich so. Im Laden von Rosins war alles durcheinander geschüttet: Zucker, Mehl, Kaffee ... Frau Rosin hatte mir einst gesagt, dass sie meinetwegen wenig Zucker bekommt. Als sie losfuhren, blieben auf dem Dachboden 2 Tonnen mit Zucker zurück. Danach fuhren Leute aus den verschiedensten Dörfern oft nach Radensfelde, nur um sich Zucker zu holen ... Schurken gingen oft durchs Dorf und demolierten alles. Sie zerschlugen in diesem Haus alle Lampen und Fensterscheiben. Rosins hatten so schöne Kronleuchter, Geräte zum Petroleumauffüllen usw.

Mit meinem Verlobten, seinem Bruder und ein Mädchen gingen wir nach der Front nachsehen, wie es dort aussieht. Wir beschlossen, dort zur Nacht zu bleiben. Wir wussten aber nicht, dass sich dort ein russisches Kommando befand. Wir waren hungrig, und daher suchte ich ein paar Kartoffeln zusammen und machte Kartoffelpuffer. Plötzlich kam ein russischer Soldat herein. Wir gaben ihm einen Kartoffelpuffer, aber er biss nur hinein und warf ihn auf den Tisch. Da merkten wir, dass etwas in der Luft schwebt, wir zogen uns zurück und flüchte-

ten über Steine zum Nachbarn. Der Soldat muss uns gesehen haben, denn er begann danach, in Richtung dieser Steine zu schießen. Da flüchteten wir weiter. Wir bemerkten dann ein Lastkraftwagen, der in unsere Richtung kam. Wir dachten, dass der Soldat uns abfangen wollte, also gingen wir von der Straße herunter und rannten über Felder weg. Das war nur eines unserer Abenteuer, und zwar ein ziemlich gefährliches. Solche Erlebnisse hatten wir mehr.

Mein Verlobter und ich wurden am 8. Mai 1945 in der Kirche in Borzyskowo getraut. Erst später erfuhren wir, dass an diesem Tag das Ende des Krieges verkündet worden war. Wir wussten damals nichts davon, denn es gab ja kein Radio. Zu unserer Hochzeit schlachtete mein Vater ein Schaf. Die Mutter hatte noch etwas Branntwein in einer Flasche aufbewahrt. Anfangs wohnten wir bei uns im Haus, dann gingen wir zu den Eltern meines Mannes. Aber auch dort war immer weniger Platz, denn seine Brüder kamen nach und nach aus dem Krieg zurück. Schwierig wurde es mit der Ernährung. Da sagte meine Schwiegermutter, dass wir alle auseinandergehen müssten, dass jeder sich selbst durchbringen und sich seinen eigenen Platz suchen sollte. „Und wo sollen wir hingehen?“ – fragte ich, und sie antwortete: „Geht dorthin, wo du gewesen bist.“ So haben wir es dann auch gemacht.

Im Juni, als wir von meiner Schwiegermutter auszogen, stellten wir in Bütow bei der Behörde einen Antrag auf Genehmigung zur Übernahme des ehemaligen Hauses und der früheren Wirtschaft der Deutschen Rosins. Wir erhielten die Genehmigung.

Die Schwiegereltern gaben uns eine Kuh. Auf dem Hof fanden wir noch ein lahmes Huhn vor. Dann brachte uns der Bruder meines Mannes unter seinem Jackett ein kleines Ferkel, das er von Verwandten bekommen hatte, denn bei ihnen hatte die Sau Ferkel geworfen, und der Bürgermeister wollte kommen und ihnen diese Sau mit allen Ferkeln wegnehmen. Also wollten sie sie vorher alle noch schnell verteilen. Da die Schwester meines Mannes Hochzeit hatte, schlachteten wir dieses Ferkel, sodass sowohl sie als auch wir Fleisch davon hatten.

Nach einem Jahr wurde unsere Tochter geboren. Mein Mann war erkrankt. Er starb im September 1946. Ich heiratete das zweite Mal seinen Bruder Jan. Wir bekamen noch sechs Kinder. Drei Jahre lang hatten wir einen Kaufladen.

Nach ein paar Jahren mussten wir für das Haus und die Wirtschaft bezahlen. Man kam und schätzte alles auf 45 000 polnische Zloty. Das war sehr viel Geld. Das war eine Summe, die ganz unmöglich zu bezahlen war. Angeblich war das die am teuersten bewertete Wirtschaft

im ganzen Kreis Bütow. Die anderen Landwirtschaften wurden auf 10 000 – 15 000 Zloty, höchstens 20 000 Zloty eingeschätzt. Wir haben Haus und Wirtschaft jahrelang in Raten abgezahlt.

Ich arbeitete 25 Jahre lang in der Dorfgemeinschaft. 1975 ging ich in Rente. Mein Mann Jan starb im Jahr 2000. Meine Kinder (vier Töchter und drei Söhne) haben eine eigene Familie gegründet. Drei Töchter wurden Lehrerinnen, zwei von ihnen sind schon in Rente. Ich habe achtzehn Enkel und zwölf Urenkel. Seit 2003 betätige ich mich in der Agrotouristik und nehme in meinem Haus Touristen als Gäste auf, meist aus Deutschland.

Oktober 2006
